

Ein Gefährlicher Mensch

Humoreske von Emil Reich.

Dr. Hans Heinrich Lotichius, Direktor einer Genossenschaft mit be dingter Kapitalistik und Willensbestärker, war auf dem Heimwege begriffen. Da er am Bahnhof seinen Wagen gefunden hatte, mußte er trotz des unfreundlichen Wetters, das ihm so gar den Genuß seiner kostbaren Gattin verunmöglichte, zu Fuß gehen, und so war er nicht eben in besserer Laune, als er sich seinem schmächtigen Hause näherte, obwohl jetzt die Sonne wieder kräftig aus den Wolken schien und das ungemütliche Raub nur mehr von seinem Regensdarm heruntertröpfelte. Aber was war das? Plötzlich nahm das wohlgenährte Antlitz einen ganz außerordentlich strengen Ausdruck an, die Brauen über der goldenen Brille zogen sich erschreckend hoch, und statt die vornehme Hauptstraße zu betreten, in der kaum hundert Schritte noch rechts die Villa Lotichius lag, machte er ein paar hastige Schritte in das Seitengebäude zurück und versteckte sich hinter dem Gebüsch des noch unbedeckten Sägrundhüdes.

An der Tür seines Vorgartens — auch halb verdeckt hinter Gebüsch — standen zwei Personen, die sich zum mindesten in seinem Hause nicht miteinander unterhalten durften, in merkwürdig lebhaftem Gespräch. Eine derselben war ein junger Mann, der genau so wie Herr Lotichius eine Mappe unter dem Arm und eine Brille vor den Augen trug und auch beinahe ebenso vertaunlich aus sah, obwohl er eher „spindelbüßig“ als mit genannt werden konnte, sich mit einer Stahlbrille begnügte und seine Mappe nicht aus solchem Ueber, sondern aus billiger Wachseisenbahn bestand. Er blickte von Zeit zu Zeit auffallend ängstlich nach den beiden Straßen zu, aus welchen der Chef des Hauses kommen konnte, wurde aber durch das niedliche Dienst mädchen, das mit weißer Schürze und weißem Spitzenhäubchen neben ihm stand, und ihm immer wieder recht aufgeregt zunickte, offenbar so sehr gefesselt, daß er sich nicht zu trennen vermochte. Als ob es für ein so hübsches, frisches Ding kein höheres Glück gäbe, als ein armer Hauslehrer, der sicher nie Ernst macht, wenn er auch in der Lage ist, durch Gelehrtsprechern zu lachen! Dumme Gans! Aber wer hätte dem schuldigen Wüßlerwurm so etwas zuge traut! Und noch dazu unter den Augen seines Schülers, im Hause der Herrschaft. Na war!

Als Herr Lotichius den peinlichen Vorfall sogleich überlegt hatte, machte er plötzlich wieder ein paar hastige Schritte nach rückwärts, aber diesmal gleich durch eine Lücke des Zaunes tief hinein in die Wildnis des Baumplatzes. Drüben war eine sehr scharfe Stimme hörbar geworden, die laut „Marie!“ rief, worauf Maria rief, die Hand des Kandidaten raufte, ihm einen sehr zärtlichen Blick zuwarf und verschwand. Merkwürdigerweise blieb aber der Kandidat immer noch an seinem Platz, als ob er ins Haus spähte, und erst nach einer Weile entfernte er sich nach der Seitengasse zu, und zwar in einem ganz verächtlich schnellen Tempo. Die Seitengasse aber betrat er auch nicht, er blieb wieder stehen, spähte wieder nach allen Seiten und lief endlich in der Hauptstraße weiter, so schnell, als er nur konnte. Dahinter stelte wohl doch nicht bloß eine Leidenschaft mit dem Dienstmädchen, die ja in aller Ruhe am Ausgange erlebte werden konnte — dahinter stelte mehr! Herrn Lotichius war schon heiß und kalt geworden, er sprang endlich trotz seiner Körperfülle fast ebenso flink wie der Kandidat davon, und erst als er — nach einer ganz stützigen Begrüßung seiner Frau — sein Alledheiliges betrat, atmete er wieder auf — die eiserne Kasse war unberührt!

Trotzdem nahm er jetzt sofort den Rassenführer zur Hand und über zeugte sich, daß wirklich kein Eingriff erfolgt war. Da klopfte es aber auch schon an der Tür, und als er öffnete, stand seine Tochter vor ihm. Fräulein Flory war erheblich älter als Marie und auch lange nicht so hübsch. Aber die Erziehung, in der sie sich befand, die Verlegenheit, mit der sie offenbar kämpfte, ihr aus aller Verschämtheit doch gera dezu aufleuchtender Siegesblick, werten in dem Vater einen neuen Versuch. Vielleicht handelte es sich wieder um Marie, noch um die eiserne Kasse, sondern um Flory! Vielleicht war Marie nur die Vertraute eines Verhältnisses, das hinter seinem Rücken und dem Rücken der Mutter angeknüpft wurde! Und je mehr er in der Eile wieder etwas erlos, desto mehr wurde ihm dieser neue schredliche Verdacht zur Gewißheit. Der Hungerleider, der so schüchtern und harmlos tat, hatte es faustbild hinter den Ohren, er spezialisierte auf die Tochter des Hauses, auf die Tochter einer Villa, die 75.000 Gulden ge kauft hatte! Flory aber in ihrem gefährlich gemordenen Alter — „Papa!“ flammelte sie endlich,

nachdem sie auch wieder höchst verdächtig — den Türriegel vorge schoben hatte, „verzeih, daß ich dich hier — ich kann das nicht so in mir behalten — ich muß dir etwas anvertrauen. Der Doktor, Papa —“ „Ich dachte mir!“ fiel er ihr genotlos, seinen Verdruss nur müh sam beschwändig, ins Wort, und Flory flarrte ihm plötzlich ganz miß trauisch an.

„Du — doch — lebst — dir?“ „Ja!“ „Sprachst du mit ihm?“ „Ich sah ihn nur von weitem. Wie ein Verbredener spionierte er herum —“ Flory horchte auf, schlug aber dann plötzlich wieder ganz verschämt die Augen nieder und zuckte die Achseln. „So schlimm ist's ja nun doch nicht, Papa,“ meinte sie. „Was kann schließlich der arme Mensch dafür, daß er sich verliert hat! Er war ja auch durchaus nicht reich. Nur daß er eben so weit ging! Daß er den Hut fand, was ich ihm gar nicht ausgetraut hätte! Ich war im Vor garten, als er eben fort wollte, und während er sonst nur ganz schen den Hut zieht, sprach er mich heute an, obwohl er ohnehin schon fast eine Stunde länger bei Mangel ge blieben war, als sonst. Querst fragte er auch nur nach dir und ob du ge sund bist. Dann aber erklärte er mir —“

„Seine Liebe —?“ „Ach nein, Papa, das traute er sich doch nicht. Allerdings aus der Botenhand erklärte er mir. Aber dabei wurde er immer wärmer, wollte gar nicht aufhören, pflüchte mir einen ganzen Strauß zusammen und ver sicherte endlich sehr feurig, daß es ihm das größte Vergnügen bereiten würde, mir den ganzen Garten botanisch zu erklären, und daß ich ihn dann erst recht lieb haben würde.“ „Daß du ihn dann — erst — recht — lieb —?“ „Ja, Papa. Mir kam das natür lich auch sehr verdächtig vor. Und da ich plötzlich fürchtete, er könnte sich zu viel einbilden, daß ich ihn, mich zu einschuldigen, ich müßte ausgehen. Und dann tief ich davon — ins Haus zurück.“ Herr Lotichius hatte sich erhoben, und jetzt ging er — noch immer sehr erregt — mit großen Schritten auf und ab. Wenn der Hauslehrer Flory erwarten wollte, dann war ja das Spionieren erklärt. Aber warum denn das Davonlaufen? Und die Sade mit Marie. Das stimmte jetzt nicht recht. Handelte es sich vielleicht um einen ganz gefährlichen Menschen, um einen Don Juan, der sowohl nach Flory wie nach Marie seine Angel auswarf?

„Wir sprechen über die Sade noch,“ sagte er endlich. „Du hast ja sehr korrekt gehandelt. Und dein Herz, das ist doch nicht etwa —“ „Aber Papa!“ fuhr sie erglühend auf. „Ich weiß doch, was ich mit schuldig bin.“ „Dann ist's ja gut. Geh jetzt, Kind. — Ja! Ich muß noch ein dringendes Geschäft erledigen.“ Eine Minute später trat er in das Zimmer seiner Frau und schob dort den Türriegel vor, was Frau Lotichius vertrauensvoll, von ihrem Erster plächchen herabzuspinnend, als wäre sie jeden Augenblick bereit, ihm die Augen auszuknagen. Er aber sah sie mit einem Versuch zu lächeln, am Kinn und sagte begütigend: „Ich möchte nur vorläufigsthalber ein Wort über den Hauslehrer mit dir reden.“ „Ich wollte auch mit dir über ihn sprechen,“ flammelte die Erregte. „Es fällt mir ja nicht leicht, weil ich dich nicht unnötig beunruhigen möchte. Wenn du aber beabsichtigt, mir eine Eifersuchtszene zu machen —“ „Eine — Eifersuchtszene?“ Er starrte sie an, als wäre ihm plötzlich ein Gespenst erschienen, und dann lachte er auf. „Aber ob flollen jetzt die Tränen über die Wangen und ihre Brust hob sich hoch.“

„Wenn du glaubst, es kann sich niemand mehr in mich verlieben,“ fuhr sie fort, „so tuft du mir leid. Erst gestern hand wieder so ein Fall mit einem Hauslehrer in der Zeitung, in dieser Woche schon der zweite. Und was den Doktor betrifft, so hat er sich zum mindesten heute sehr auf fällig benommen.“ Herr Lotichius starrte sie noch immer an. Was es denn möglich? Aber der Gedanke an Marie und Flory stimmte ihm doch wieder sehr ernst.

„Was hat er denn getan?“ fragte er endlich, während Frau Lotichius ihre Tränen tunkte. „Mindestens eine Viertelstunde lang hat er mich aufgehalten, nachdem er mit Marie fertig war. Und dann fing er plötzlich davon an, daß Mangel nichts von Wilden verstehe. Er emp fahl mir ein Abonnement im Kunst lehrerkauf, wozu eben noch günstige Ge legenheit, da vorgestern der Erlie ge wesen ist. Ich könnte es ja auch selber ausüben, meinte er, es sei täglich Konzert dort und — tutz ge sagt, Heinrich, es ist nicht anders, er hofft mich dort zu finden, er denkt an Rembezous — aber was machst du denn?“ Herr Lotichius war zu dem Klir gelnuck geit und jetzt schob er den Riegel zurück. „Ich muß diesen Don Juan entlarven,“ schrie er auf. „Er ist viel leicht noch gefährlicher, als ich dachte. So ein Heuchler, so ein ... Was hatten Sie sich denn so lange mit dem Doktor zu unterhalten?“ Marie sah ihn erst erblühen an, dann aber funtelten ihre Augen fast ebenso, wie die ihrer Gelieterin.

„Ich kann den Herrn doch nicht hinauswerfen,“ antwortete sie schnip pisch. „Unterhalten hab' ich mich nicht mit ihm.“ „Gut er Ihnen vielleicht Botanik vorgetragen? Oder Kunstgeschichte?“ „Wahr! Um Rat hat er mich gegeben — mir tat er ja wirklich leid — weil ihm doch die gnädige Frau nicht verstand — und so wollte er eben den Herrn Direktor erwarren oder abfangen auf dem Weg vom Bahnhof. Diesmal hat er nämlich noch nirgend sein Geld bekommen und vorgestern war doch schon der Ernst!“ Herr Lotichius machte wieder große Augen, während seine Frau im Ester verschwand. „— ja!“ seufzte er, „daran hat, wie es scheint, feiner von uns gedacht. Ich habe ja auch so viel andere Dinge im Kopf. Aber ihr ... Na, nimm's nur nicht gleich wieder übel. Ihr habt eben die Liebe im Kopf. — Ja! — Aber ich will ihm jetzt sofort sein Geld schicken. Gezappelt hat er ge nug darum, der arme Kerl ...!“

„Aber meine beste Frau von der Seid,“ rief sie ganz entsetzt aus, „ich kann doch unmöglich in dem Käm merchen wohnen! Bedenken Sie mein vieles Gepäc!“ Mit einem Wort, sie legte ener gisch auf das große Zimmer Be schlug, und ich konnte sehen, wie ich in der Kammer unterkam. Als ich dann ganz behenden wenigstens mein Theaterkleid in einem der Eckränke unterbringen wollte, weil mein Zimmerchen ein solches Argus mörkel nicht aufwies, waren beide Be reits mit Frau Agathe's prächtigen Toiletten angefüllt, und sie protestierte händeringend gegen die Zu mutung, noch mein Kleid darin aufzubringen. Es wurde ja alles zer drückt werden! meinte sie, und schon sprangen Tränen in ihren Augen auf.

Parisfal.

Eine tragikomische Erinnerung aus Bayreuth von Alex v. Hoff.

„Ach, nun geben sie den „Paris fal“ her!“ sagte leuzend die gute Baronin von der Seid. „Da werde ich ihn wohl nicht mehr in Bayreuth hören, wie ich es mir mein Leben lang gewünscht habe. Da bei —“ setzte sie melancholisch hinzu, „bin ich einmal gleichsam vor den Toren des Heiligthums gewesen und ... aber das ist eine Geschichte, die man fomsich nennen könnte, wenn sie nicht so traurig gewesen wäre.“ „Ergählen!“ erzählte!“ wurde von allen Seiten verlangt.

„Also,“ begann Frau von der Seid, „es ist einige Jahre her, da kam eines schönen Tages Frau Agathe von Kalinsky, eine sehr ele gante, hübsche, junge Frau, zu mir und beschwor mich, ich sollte mit ihr nach Bayreuth reisen. „Ich denke es mir reizend, gerade mit Ihnen zu reisen und in Ihrer heiligen Gesellschaft einige genußreiche Tage zu erleben, liebe Frau von der Seid,“ ichmeidete sie. Ihre Freundin hatte sie nämlich im Stich gelassen, ich sollte deren Billekt übernehmen und somit brauchte ich mich um gar nichts zu kümmern. Frau von Kalinsky ver sprach, für mich besorgt zu sein, als wäre ich ihre eigene Mutter. Ich begann mich nicht lange und erklärte mich freudig bereit, sie zu begleiten, denn Frau von Kalinsky war mir bisher als eine heitere und lebenswürdige Persönlichkeit be kannt gewesen, doch man muß mit jenamend reisen, um ihn gründlich kennen zu lernen, das ist eine alte Wahrheit, die zu erproben ich bald Gelegenheit fand. Wir reisten also seelenvergnügt von Berlin ab. Unser Kusse war nicht besetzt, aber mir war es ge lungen, einen bequemen Fensterplatz zu ergattern, und ich konnte zusie hen sein. So dachte ich wenigstens. Kaum aber hatte unser Zug das Weichbild der Stadt verlassen, so begann Frau Agathe unruhig zu werden, und endlich bat sie mich, doch den Platz mit ihr zu wechseln. Sie vertrüge es nicht, rückwärts zu fahren, sitze außerdem so gern am Fenster. Da gab ich gutmütig mei nen schönen Fensterplatz auf und quetschte mich zwischen zwei forpu lanten Damen, die nach Marienbad reisten. Doch kaum sah ich, mußte ich Frau von Kalinsky's Reisetische herunterlangen, die sich jetzt über mir befand, und nach einigen Minu ten wieder hinaufsetzen. Nach einer Weile hat mich meine liebe Reisetischfahrerin in höchstem Ton:

„Ach, liebe Frau von der Seid, würde es Ihnen sehr unangenehm sein, für uns eine Flasche Gießbü bel aus dem Speisewagen zu holen?“ — Ich muß etwas trinken, soll mir nicht schlecht werden, aber ich kann nicht selbst gehen, denn mir wird so leichtschwindig in einem schnell fahrenden Zuge, und da könnte ich mich im Korridor stoßen.“ Natürlich wollte ich nicht risie ren, daß es Frau Agathe schlecht würde, und so machte ich mich nach dem Speisewagen auf, der sich am entgegengelegten Ende des langen Waggons befand. Die Waggons schwankten entsetzlich, und mit mei neren blauen Flecken am Leibe kam ich bei meiner Wilsion zurück. Dann nahte die Speisezeit, aber Frau Agathe wollte nicht mit mir in den Speisewagen gehen, einmal weil ihr, wie gesagt, das Gehen im fahrenden Zug nicht beförmlich war, und dann auch, weil ihr das gemeinsame Speisen unangenehm war, dafür beantragte sie mich, doch so lebenswürdig zu sein und dafür zu sorgen, daß ihr möglich schnell ein Veestack in ihr Kiste ge bracht würde. „Ich bin ganz ausgehungert,“ sagte sie, „und wenn ich nicht sehr bald etwas zu essen bekomme, werde ich ohnmächtig.“ Während das Mittagessen serviert wurde, hatte natürlich keiner der steller Zeit, die Kuppe konnten erit noch beendeter Mahlzeit bedient werden. Ich fürchtete, daß meine arme Reisetischfahrerin es so lange nicht würde aushalten können, und ent schloß mich leuzend, ihr das Veestack selbst zu bringen, was meine Sammlung an blauen Flecken sehr vermehrte.

„Wirklich so lebenswürdig!“ rief Frau Agathe. „Aber haben Sie denn gar nicht daran gedacht, mir auch ein halbes Glaschen Wein mitzubrin gen, liebe Frau von der Seid?“ Sie sagte sie vorwurscholl hinzu. Da schämte ich mich meiner Ge denkenlosigkeit und eilte zurück, das Gemüthsgefäß zu holen. Dadurch kam ich natürlich erst zu meinem Mittag essen, als alles bereits kalt geworden war und einen zusammengekrachten Eindruck machte. Na — so ähnlich ging es die ganze Reise weiter, und wenn Frau Agathe, wie sie versprochen, für mich sorgte, wie für ihre eigene Mutter, dann muß ich die Mutter eine über aus gutmütige und dienftuige Frau gewesen sein. Ich war schon ganz abgehebt, aber Frau Agathe verlangte alle Dienste so lebens würdig und selbstverständlich, es war unmöglich, ihr ungefällig etwas ab zuschlagen. Endlich kamen wir in Bayreuth an. „Ach, liebe Frau von der Seid,“ rief aufgeregt Frau Agathe, als kaum der Zug hielt, „wollen Sie nicht schnell voraussetzen und einen Wagen belegen? wir riskieren sonst, keinen mehr zu bekommen! Ich bleibe beim Gepäc.“ Ich stürzte davon, drängte mich durch das Menschengebüsch und erwischte noch glücklich den letzten Landauer. Aber nun stellte es sich heraus, daß es unmöglich war, alles Gepäc auf diesen einen Wagen mit zunehmen. Ich hatte allerdings nur einen kleinen Koffer und eine Gut schachtel mit, dafür Frau von Kalinsky zwei Koffer, die jeder so groß waren wie ein Haus, zwei Reisetischen und drei enorme Gut schachteln. Diese Gut schachteln mit den darin befindlichen wertvollen Gütern wollte sie unter keinen Um ständen auswärtslos unter ein Gepäc man anvertrauen. Nach einigem Hin und Her bestimmte sie kategorisch, daß sie zuerst mit dem größeren Teil des Gepäcs in die vorange mietete Wohnung fuhr und der Wa gen dann mich mit dem Rest der Bagage holen sollte. Ehe ich noch protestieren konnte, war sie eingestiegen, fuhr davon, und ich mußte nun eine halbe Stunde im zugigen Bahnhof warten, bis der Wagen mich holte. Aber noch immer verlor ich meine gute Laune nicht, ich stand ja am Erfüllungsziel langgehegten Wun sches: Morgen sollte ich den „Paris fal“ hören! —

Unsere Wohnung bestand aus einem schönen großen Zimmer, das mit zwei Kleiderchränken versehen war, einen großen Spiegel, Sofa und sonstiges bequemes Ameublement aufwies, dann einer winzigen Kammer, in der sich nichts befand, als ein Bett, ein Waschzuber und zwei wadelige Stühle. Sogar ein Spiegel fehlte. Ganz selbstverständlich nahm ich an, daß Frau von Kalinsky mir, als der älteren Dame, das große Zimmer überlassen würde, und sagte ihr, daß sie über alle Kleider ja in meinen Schränken aufhängen und ihr Haar vor meinem Spiegel sich frisieren könnte. „Aber meine beste Frau von der Seid,“ rief sie ganz entsetzt aus, „ich kann doch unmöglich in dem Käm merchen wohnen! Bedenken Sie mein vieles Gepäc!“

„Aber meine beste Frau von der Seid,“ rief sie ganz entsetzt aus, „ich kann doch unmöglich in dem Käm merchen wohnen! Bedenken Sie mein vieles Gepäc!“

„Aber meine beste Frau von der Seid,“ rief sie ganz entsetzt aus, „ich kann doch unmöglich in dem Käm merchen wohnen! Bedenken Sie mein vieles Gepäc!“

„Aber meine beste Frau von der Seid,“ rief sie ganz entsetzt aus, „ich kann doch unmöglich in dem Käm merchen wohnen! Bedenken Sie mein vieles Gepäc!“

vielleicht die mit den gelben Spitzen anlegen sollte. Ob ich meinte, daß die mauvefarbene zu auffallend sein würde? —

„Darf ich für einen Augenblick zu Ihnen herein? Ich muß Ihnen doch erzählen, wie es war!“ rief sie, kam heringekrausht und setzte sich auf mein Bett. „Ach, Sie Vermste,“ bedauerte sie mich. „Nein, was haben Sie sich doch heute entgehen lassen! Sie schaden, daß Sie so eigenmächtig waren, wegen des bishigen Sereusdus im Bett bleiben zu wollen!“ Ich suchte innerlich, ich hätte sie ermorden mögen, aber ich bezwang die bösen Neigungen meines Herzens. „War es schön? Hat die Vorstel lung Sie ganz befriedigt?“ fragte ich verhältnismäßig freundlich. Frau Agathe zog die Brauen hoch und machte ein Gesicht, wie ein Mensch, der über ein schwieriges Problem nachdenkt. Dann hob sie die rechte Hand, legte den Daumen und Zeigefinger aneinander und spreizte die übrigen Finger. „Wissen Sie, Liebste,“ sagte sie langsam und jedes Wort abwägend, „— wissen Sie — ein klein wenig eleganter hätte ich — doch sein können. Mehrere Damen waren noch etwas eleganter als ich! Ja — ich hätte doch wohl die mauvefarbene Toilette anlegen sollen!“

„Gute Nacht!“ sagte ich grob und drehte ihr den Rücken. Dann dankte ich Gott für den Sereusdus, der mich davor bewahrt, den „Paris fal“ in Gesellschaft einer Frau gehört zu haben, die bei dieser Gelegenheit — doch noch ein ganz klein wenig eleganter hätte sein können!“

Ein Fachblatt der Gastronomie be hauptet, daß ma, in jedem Lande den Spargel anders ist und die Spargel esser immer die des anderen Landes als Bvotier erklären und als Men schen, die nicht anständig essen können. In den „Kulturländern“ wird der Spargel ungeschmitten gegessen. In England werden vielfach überhaupt nur Spargelköpfe serviert, die natür lich ohne Mühe und ohne Beinträch tigung des Wohlgeschmacks mit der Gabel gegessen werden. Besser ist die Methode immerhin als die andere, bei der die ganze Spargelstange oft der Gabel entgleitet und dann natür lich in die Sauce fällt, die in weitem Maße nicht sehr zu der Freude der Umgebung umspritzt. Das beste ist, den Spargel an seinem Ende mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand zu erfassen, mit der rechten Hand eine Gabel unter das vordere Ende zu schieben und dieses „schma te“ oder ledere Gebüde zum Munde zu führen. Hierzu ist zu bemerken, daß der schöne Spargel, vorausgesetzt, daß er recht zart und frisch ist, getrost mit Messer und Gabel gegessen werden kann, ohne durch das Metall an sei nem Wohlgeschmack zu verlieren.